

AG Literature – Medicine – Gender

Auswahl aus den Sitzungsprotokollen

18.02.2003

**Wolfram Seeger: Dornröschen. Zwei Kinder erwachen aus dem Koma
(D 1996, 60 min.)**

Der Dokumentarfilm begleitet zwei Kinder nach dem Erwachen aus dem Koma in einer neurologischen Rehabilitationsklinik in Deutschland. Im Rahmen der damals aktuellen Debatte um KomapatientInnen nimmt er über eine Einfühlungs-dramaturgie emphatisch Stellung *für* die aufwendigen Rehabilitationsmassnahmen. Von totaler Apathie bis zur relativen Selbständigkeit der Kinder erzählt der Film die Geschichte der Rehabilitation als eine lineare Erfolgsgeschichte. Über Kommentare der Eltern und einer Off-Stimme sowie lange Close-ups der Kinder wird den Zuschauenden einfühlerndes Betrachten nahegelegt. Konsequenterweise ausgeblendet oder marginalisiert werden dabei mögliche Konflikte zwischen den Kindern und den TherapeutInnen, innerhalb der Familien ebenso wie Rückfälle und Stagnationen im Rehabilitationsprozess.

Kontakt und Nähe werden dabei vor allem von den Frauen (Mütter und Therapeutinnen) hergestellt, während Distanz (Erklärung und Bewertung der Situation, kurzer Konflikt mit Patientin) an die Männer (bzw. die männliche Off-Stimme) gebunden ist. Mit Bezug auf die Psychoanalyse liesse sich thesenartig formulieren: Die Bilder des Filmbeginns, die die nichtbeantworteten Versuche der Kontaktaufnahme mit den apathischen Kindern zeigen, repräsentieren eine irritierende Situation, die erst durch die ‚Stimme des Vaters‘ geordnet wird.

Sprachfähigkeit erlangen die Kinder erst ganz zum Schluss des Films. Das Erwachen aus dem Koma wird als Weg zurück ins Leben beschrieben. Dieser beginnt mit einer Reanimierung der sinnlichen Wahrnehmung. Damit setzt der Film auch ein Statement gegen einen logozentristischen Selbstbestimmungsdiskurs, innerhalb dessen Autonomie mit Sprach- und Handlungsmächtigkeit gleichgesetzt wird. Jedoch beantwortet der Film die Frage nach dem Ziel der Therapie ambivalent: Von einem der Väter wird der Begriff ‚Gesundheit‘ im allgemeinen in Frage gestellt. Das Ziel liegt nicht in der Herstellung des ‚Originalzustandes‘. Eine Mutter sagt sehr viel radikaler, dass es sich nun um ein

behindertes Kind handle, zeigt also noch deutlicher die Grenzen der Rehabilitation auf. Es stellt sich jedoch die Frage, ob diese durch die Darstellung eines Happy ends nicht wieder zurückgenommen werden.

Im Zusammenhang mit den Ausblendungen des Films diskutierte das Plenum die Verantwortlichkeiten von FilmemacherInnen gegenüber der Auswahl des Dargestellten. Einerseits besteht bei Dokumentationen die Verpflichtung auf Wahrhaftigkeit. Jedoch schliesst diese nicht die Pflicht zur Vollständigkeit ein, da es die kulturelle Norm der „Ethik der schonenden Wahrnehmung“ gibt. Auf Filme bezogen zeigt sich diese in einer Moral, die Blicke auf Leiden und Krankheit verbietet. Es gibt also auch eine Verantwortlichkeit gegenüber dem Publikum (Zumutbarkeit) und gegenüber den dargestellten Personen (Darstellung in als entwürdigend wahrnehmbaren Situationen). Die Regeln dieser Verantwortlichkeiten werden in jedem Genre anders gesetzt.

Die besprochenen Fragen werden in der Sichtung eines weiteren Films über Koma wieder aufgenommen.

07.05.2003

Silvia Mathies: „Tot oder lebendig? Die ethische Kontroverse um den Hirntod“ (D 1995)

Die Grundstruktur dieses Dokumentarfilmes ist der Wechsel zwischen Darstellung von Privatpersonen, die auf irgendeine Art zu „Opfern“ der Transplantationsmedizin geworden sind (sei es als Angehörige oder als selbst Hirntot-gewesene) und die als Identifikationsfiguren fungieren, und Äusserungen von Autoritäten aus unterschiedlichen Gebieten, darunter aus Teildisziplinen der Medizin (Neurologie, Chirurgie), aus der Anthroposophie, aus der christlichen Kirche, der Ethik und des buddhistischen Glaubens. Dabei geht es vor allem um die Auffassung von „Leben“. Es werden sehr unterschiedliche Definitionen gegeneinandergestellt, wobei deutlich wird, dass eine Abgrenzung von Leben und Tod mit Hilfe von messbaren Parametern nicht möglich bzw. nicht glaubwürdig ist. Insofern wird der Transplantationsmedizin implizit ein Tötungsvorwurf gemacht.

Dazwischen sind Aufnahmen eines (wahrscheinlich) Hirntoten in einem Krankenhauszimmer zu sehen, wobei die Kamera immer näher an ihn heranfährt, bis man die Atembewegungen sieht. Diese Bilder bleiben jedoch unkommentiert. Sie verstärken in der tendenziösen Darstellung des Filmes gegen Transplantationsmedizin die emotionale Anteilnahme der Zuschauenden und bewirken so eine gefühlsmässige Parteinahme für den Hirntoten und für seine Schutzbedürftigkeit.

Im Vergleich zu Seegers Film werden sehr viel mehr wissenschaftliche Quellen und Statistiken zur Stützung der Argumentationen verwendet. Identifikation ist auch eine wirkungsästhetische Strategie des Films, aber nicht die einzig tragende.

Der Film steht im Kontext einer Diskussion um Leben/Tod und die Schützbarkeit des Lebens, die durch die Gesetzesnovelle, welche den Hirntod als Tod anerkennt, in Deutschland ausgelöst wurde. Trotz eines deutlichen Statements gegen diese Definition werden mehrere Auffassungen dargestellt, so dass die Basis für eine breitenwirksame Diskussion geschaffen wäre. Dies unterscheidet diesen Film besonders von Seegers Film. Kritisch bemerkt wurde aber, dass der Fokus auf die undefinierbarkeit des Lebens(-endes) falsch gesetzt ist. Vielmehr müssten die Argumente angeboten werden, um schliesslich jeder einzelnen Person die Entscheidung über den Umgang mit ihrem Körper bei etwaigem Hirntod zu überlassen. Dafür jedoch müssten erst Patientenverfügungen rechtsgültig sein und die Diskussionsbereitschaft in den Familien erhöht werden.

Eine weiterführende Frage ist die nach der Thematisierung von Organempfänger/innen innerhalb dieses Diskussionsklimas. Diese kommen im Film nicht vor. Welche Entscheidungsinstanzen werden hier zitiert? Welche Rhetorik findet Anwendung? Wird hier eher eine Lösung in der individuellen Entscheidung angeboten? Findet eine gegenseitige Beeinflussung der Darstellungen der beiden Positionen statt?

17.12.2003

Rudolf Käser: Diskurse der Ansteckung

In der Sitzung diskutieren wir den Aufsatz „Diskurse der Ansteckung. Zur kulturellen Funktion literarischer Seuchendarstellung“ von Rudolf Käser. Folgende Diskussionspunkte sind auch für die Weiterarbeit in der AG relevant:

Der Seuchendiskurs lässt sich auf zwei Ebenen untersuchen:

1. Auf der Makroebene folgt der Diskurs der Bedingung der kommunikativen Anschliessbarkeit, welche wiederum der Systemstabilisierung dient. Wenn sich wiederholende Strukturen festgestellt werden, handelt es sich also nicht um eine anthropologische Konstante der Seuchenerfahrung.
2. Auf der Mikroebene zeigt sich, welche Strategien sich ein Text konkret bedient. Die Kontinuität bzw. Diskontinuität von Anschauungen wird verhandelt, d. h. bestimmte Wissenbestände werden ausgewählt, es kann an Diskurse angeschlossen werden oder aber sie werden transformiert. Diese Transformationen folgen der Logik der jeweiligen Textstrategie, nicht (immer) der Veränderung des wissenschaftlichen Leitdiskurses.

Für die Auswahl des Korpus ist keine ohnehin immer problematische überhistorische Literaturdefinition nötig. Die Vergleichbarkeit von Texten sollte in folgenden Punkten gegeben sein: Aufruf von Wissensbeständen angesichts der Irritation des Systems durch eine Seuche, erzählte Anschaulichkeit und Sinnggebung. Es geht also um Textstrategien, nicht um Literarizität. Daher ist auch dokumentarisches Material auf seine narrativen Strukturen hin untersuchbar.

17.03.2004

Disput Walter Haug/Gerhart von Graevenitz

Thema der Sitzung ist die Kontroverse zwischen Haug und Graevenitz „Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft“ in der Deutschen Vierteljahrsschrift 1/1999. Grundsätzlich wirft die Debatte die Frage auf, wie sich die Literaturwissenschaft gegenüber oder innerhalb der Kulturwissenschaft positionieren soll. Aus der Diskussion der Texte entwickeln wir zwei Ansätze:

1. Kulturwissenschaft ist eine Fragerichtung/Zugriffsmethode, mit der man literarische Texte wissenschaftlich bearbeiten kann. Hier geht es darum, über kulturwissenschaftliches Herangehen zu neuen literaturwissenschaftlichen Ergebnissen zu gelangen, beispielsweise mehr über einen Text, eine Textgattung, Textkonzepte, Autorschaftskonzepte etc. zu erfahren.
2. Kulturwissenschaft ist eine eigene Disziplin, innerhalb derer die Literaturwissenschaft einen bestimmten Status hat. Literaturwissenschaftliches Arbeiten dient dann eher der Generierung von kulturwissenschaftlichem Wissen, also von Wissen, das prinzipiell über die Literatur hinausgeht.

Haug's Plädoyer ist offenbar eine Reaktion auf eine Bewegung in der Literaturwissenschaft: Leitbegriffe wie ‚Geist‘ oder ‚Kultur‘ werden zunehmend in ihrem historischen Kontext gesehen und nicht mehr als überzeitliche Konstanten verstanden. Damit steht die Literaturwissenschaft vor der Herausforderung, neue bzw. historisch flexiblere Kategorien und Denkansätze zu entwickeln. Unklar ist, warum Haug als Mediävist gerade auf den Konzepten des ‚herausragenden Einzelwerkes‘ und des ‚genialen Autors‘ insistiert, sind sie doch gerade in der Literatur des Mittelalters keine Leitkategorien.

Gegen Haug's Ansatz, der Literatur nur eine Funktion zuzuschreiben – nämlich die der Thematisierung von Widersprüchen –, der letztlich dazu führt, dass Texte in einem hierarchischen System eines Kanons bewertet werden, schlagen wir vor, die Funktion eines Textes als eine Suchkategorie bei der wissenschaftlichen Analyse zu behandeln. Wir gehen daher davon aus, dass Texte unterschiedliche Funktionen haben können, unter anderem die Thematisierung von Problemen, deren Lösungsmöglichkeiten oder auch deren Unlösbarkeit.

Den Begriff des ‚Sonderstatus der Literatur‘ in Sinne ihrer Fähigkeit zur Selbstreflexivität übernehmen wir von Haug. Wir erweitern ihn aber auf die konstitutive Eigenschaft literarischer Texte, Kultur in einer inszenierten Form darzustellen und ihren Inszenierungscharakter nicht zu verbergen. Damit ermöglichen diese Texte eine neue Wahrnehmung kultureller Praktiken und Denkmodelle.

19.05.2004

1. Walter Erhart: Medizin – Sozialgeschichte – Literatur

Walter Erhart hat für die nächste Nummer des Internationalen Archivs für Sozialgeschichte der deutschen Literatur ein Vorwort verfasst, dessen Inhalt hier zusammengefasst sei:

Für die Literatur und die Medizin können zwei Sozialgeschichten geschrieben werden, beide Bereiche entwickeln sich koevolutiv. Dies impliziert, dass die Medizin keinen fixen Kontext für die Literatur bildet. Stattdessen können nur auf der Mikroebene die Verhältnisse zwischen Literatur und Medizin herausgearbeitet werden.

In unserer Arbeitsgruppe ersetzen wir den Begriff ‚Sozialgeschichte‘ durch systemtheoretische Termini. Wir bedienen wir uns der Kontextualisierung als Methode. Jedoch entspricht sie nicht der Dynamik der Systeme selbst. Ähnlich wie Erhart fordern wir eine Literaturtheorie als Gesellschaftstheorie ein. In dieser soll die Funktionsgeschichte der Literatur untersucht werden.

Erhart hält fest, dass die Prozesse der Normierung, Normalisierung und Individualisierung gleichzeitig ablaufen. Die Benennung und Narrativierung beispielsweise einer Seuche machen diese von einem blossen Ereignis zu einem Bestandteil der Geschichte. Erhart verwendet den Begriff ‚soziale Topik‘, um die Orte zu beschreiben, an denen sich bestimmte Sprecher in einer bestimmten Art und Weise über Pathologisches äussern dürfen. Die sozialen Topiken ermöglichen zugleich das Reden und geben ihm einen Rahmen. Sie stellen die Verbindung zwischen Makro- und Mikroebene her. Die Funktion der Literatur besteht unter anderem darin, Pathologisches gesellschaftlich zu perspektivieren.

Weiterführende Literatur:

Pethes, Nicolas: Literatur- und Wissenschaftsgeschichte. Ein Forschungsbericht, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 28 (2003), S.181–231

Erhart, Walter: Medizingeschichte und Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Forschungsbericht, in: Scientia Poetica 1 (1997), S.224–267

2. Rudolf Käser: Erzählte Ansteckung in ansteckenden Erzählungen

Rudolf Käser bereitet für einen Workshop am Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung einen Beitrag vor.

Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass einige literarische Texte irritierend viele und sich widersprechende Ansätze über Seuchen, deren Ursachen, Herkunft und Sinn enthalten. Diese Vermutungen, Gerüchte und Stereotype verbreiten sich wiederum seuchenähnlich. Es scheint, dass die semiotische Aktivität parallel zum Umsichgreifgen einer Epidemie gesteigert wird. Die Funktion dieser Texte besteht darin, Kommunikation anschliessbar zu machen. Durch die Kontinuität der Kommunikation wird die Stabilität des Systems in Krisenzeiten gesichert.

Es sind zwei Gruppen von Texten zu unterscheiden:

- a) Texte, die als gefährlich und ansteckend gelten und deshalb nicht frei in der Gesellschaft zirkulieren dürfen. Dazu gehört beispielsweise Hitlers „Mein Kampf“ und einige Teile aus Nietzsches Werk. Diese Texten werden als gefährlich wahrgenommen, weil sie die Polysemie in eine eindeutige Handlungsanweisung überführen.
- b) Texte, die nicht als gefährlich gelten und sich ansteckend in der Gesellschaft verbreiten. Diese Texte erzeugen Polysemie, lösen diese aber nicht auf.

16.06.2004

1. Doerte Bischoff: Gender-Theorien/Neuere deutsche Literatur

(in: Benthien, Claudia/Velten, Hans Rudolf: Germanistik als Kulturwissenschaft, Reinbek 2002)

Kulturwissenschaft:

In der Kulturwissenschaft wird Kultur als Raum der Differenzschaffung verstanden. Gegenstand der Kulturwissenschaft sind diese Prozesse der Differenzbildung, unter anderem also die Prozesse der Gender-Differenz-Bildung. Der Begriff ‚Kultur‘, mit dem ein historisch kontextualisierbarer Apparat von Praktiken bezeichnet wird, setzt sich gegen den Begriff des autonomen ‚Geistes‘ aus den Geisteswissenschaften ab. Jedoch liegt für die Selbstverortung der Literaturwissenschaftler/innen in dieser Auseinandersetzung die Entscheidung, kulturwissenschaftliche Literaturwissenschaft oder Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft zu betreiben, nicht in der Logik der Forschung. Eher liegen institutionelle Gründe vor, da viele Universitäten Literaturwissenschaftler/innen, die auch kulturwissenschaftliche Ansätze rezipieren, den „reinen“ Kulturwissenschaftler/innen vorziehen.

Feminismus:

Im Kontext feministischer Ansätze wurde innerhalb der Literaturwissenschaft unter anderem kritisiert, dass Texte von Autorinnen in der Wissenschaft selten untersucht werden, dass das vorrangig weibliche Lesepublikum nicht zur Kenntnis genommen und dass die Konstruiertheit der Gender-Differenz nicht thematisiert wird. Diese Kritik hat zu zwei von einander relativ unabhängigen Zweigen feministischer Wissenschaft geführt: Der sozialkritische Zweig thematisiert eher die Rolle der Frauen in unterschiedlichen Epochen und nimmt sich Bücher von Autorinnen und Bücher mit weiblichen Hauptfiguren zum Gegenstand, die jeweils vor allem biographisch untersucht werden. Der theoretisch-philosophische Zweig ist stärker interdisziplinär angelegt, untersucht die Strategien der Produktion und Inszenierung von Gender und betreibt Methodenreflexion. In gegenseitiger Kritik werden den Ansätzen naiver Biographismus bzw. fehlende literaturwissenschaftliche Ergebnisse vorgeworfen.

Kritik an Bischoff:

Bischoff stellt nur die theoretischen Ansätze vor, die sich aus der Denktradition von Foucault und Butler entwickelt haben. Andere Ansätze nennt sie nicht. Sie thematisiert das Verhältnis von Kulturwissenschaft und Feminismus/Gender Studies nicht. Im Text mangelt

es an Beispielen aus der Literatur. Die genannten literarischen Beispiele untermauern ihre Thesen nur zum Teil.

2. Jan Engelmann: Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader

(Frankfurt am Main/New York 1999)

Die Textsammlung ist eingeteilt in a) theoretische Grundlagen, b) Analysebeispiele und c) Institutionalisierung/Kritik an den Cultural Studies. Als Lektüre sind für uns vor allem die Kapitel a) und c) interessant.

In der Einleitung gibt Engelmann eine Zusammenfassung über die Ansätze in den Cultural Studies. Dabei geht er vor allem von der Rezeption von Bourdieus Habitusbegriff in den angloamerikanischen Studien zur Populär- und Minoritätenkultur aus: Die Cultural Studies untersuchen das kulturelle Reservoir an Symbolen und deren Einsatz bei der Differenzbildung. Viele der Untersuchungen diagnostizieren dabei ein Spannungsfeld zwischen der manipulativen Macht von Apparaten (Produktion) und interpretativer Handlungsmöglichkeiten (Rezeption), wobei oft ein Schwergewicht auf der einen oder anderen Seite gesetzt wird.

Für den deutschsprachigen Raum sind die theoretischen Ansätze der Cultural Studies interessant geworden, weil der Begriff ‚Geist‘ in eine Krise geraten ist. Auf dem Bildungsmarkt kann sich stattdessen eine kulturwissenschaftliche Ausbildung mit dem Ziel der ‚kulturellen Kompetenz‘ besser behaupten.

Engelmanns Behauptung, textuelle Rhetorik und eine Rhetorik der Performanz seien unvereinbare theoretische Konzepte, wurde widersprochen. Jedoch ist diese Frage nicht abschliessend geklärt.

18.08.2004

Neue kulturwissenschaftliche Literatur

Ute Daniel: Kompendium Kulturgeschichte, Frankfurt am Main 2002

Die Historikerin Daniel hat eine Auswahl bedeutender Textauszüge zur Kulturgeschichte zusammengetragen und einzelne Begriffe und Konzepte kurz erläutert. Die Sammlung bietet somit einen Überblick über die Geschichte des Begriffs ‚Kulturgeschichte‘.

Markus Fauser: Einführung in die Kulturwissenschaft, Darmstadt 2003

Fauser stellt methodenbezogen unterschiedliche Ansätze der Kulturwissenschaft vor und erläutert die institutionelle Situation dieser Forschungsrichtung. Dabei liegt der Fokus auf der Germanistik, die methodologische Basis der vorgestellten Ansätze bildet die Textwissenschaft.

Ansgar Nünning: Konzepte der Kulturwissenschaft. Theoretische Grundlagen, Ansätze, Perspektiven, Stuttgart 2003

Nünning bietet demgegenüber einen umfassenderen Überblick über kulturwissenschaftliche Forschungen, da er sich nicht nur auf die Ansätze innerhalb der Germanistik beschränkt.

Sabine Kampmann/Alexandra Karentzos/Thomas Küpper (Hg.): Gender Studies und Systemtheorie. Studien zu einem Theorietransfer, Bielefeld 2004

Gender Studies auf der einen Seite lenken das Augenmerk der Systemtheorie auf die von ihr bisher vernachlässigte Kategorie ‚Geschlecht‘; die Systemtheorie auf der anderen Seite eignet sich gerade durch ihre auf Differenz abstellende Form der Beobachtung von Kommunikation dazu, Geschlechterkonstrukte ertragreicher zu analysieren, als dies bisher häufig der Fall ist.

Ruth Mayer/Brigitte Weingart (Hg.): Virus! Mutationen einer Metapher, Bielefeld 2004

Der Sammelband ist der bislang erste Versuch, das wissenschaftliche Objekt ‚Virus‘ von dem Begriff ‚Virus‘ klar zu unterscheiden und dessen Verwendung in verschiedenen Diskursen nachzuzeichnen.